

LISA RENEE JONES

HARD RULES

DEINE LIEBE

Einige lange Sekunden starrt Agent Dennis mich abwägend aus seinen braunen Augen an. »Helfen Sie mir, ihn dingfest zu machen.«

»Ramon ist tot.«

»Wir wissen beide, dass ich nicht von Ramon spreche.«

Brennende, heftige Wut erfasst mich. »Um das klarzustellen«, sage ich, lehne mich vor und stütze die Ellbogen auf die Knie: »Mein Bruder und meine Frau könnten sterben, noch bevor die Nacht vorbei ist, und Sie wollen ausgerechnet diesen Moment nutzen, um mich zu einer Zusammenarbeit zu überreden?« Abrupt stehe ich auf. »Damit ist dieses Gespräch beendet.«

Dennis beeilt sich, ebenfalls auf die Füße zu kommen. »Ihre Verbindung zu Martina ist gefährlich.«

»Womit auch immer Sie mir drohen wollen: Das ist nicht nur extrem unangebracht, sondern auch der denkbar schlechteste Zeitpunkt. Und egal, wen Sie sonst so mit Ihrer Dienstmarke einschüchtern können, ich gehöre nicht dazu.«

»Wir wissen doch beide, dass es bei Brandon Enterprises Grauzonen gibt, die Sie auf ein wenig zu legale Art und Weise Martina geöffnet haben.«

»Falls Sie auf eine Hexenjagd aus sind«, entgegne ich, »brauchen Sie, um gegen mich anzutreten, einen Anwalt, der genauso gut ist wie ich, und den werden Sie nicht finden.«

Seine Kiefermuskeln spannen sich an, und geräuschvoll reibt er sich über die Bartstoppeln am Kinn. »Hören Sie.« Entschlossen stützt er die Hände in die Hüften. »Ich weiß, das ist nicht der beste Zeitpunkt, aber ich werde mich nicht dafür entschuldigen, dass ich Martina das Handwerk legen will. Der Mann ist ein Monster, getarnt in einem Zweitausend-Dollar-Anzug.«

»In einem Zweitausend-Dollar-Anzug würde der sich nie blicken lassen. Das wäre unter seiner Würde, was mir wiederum zeigt, dass Sie nichts von ihm wissen. Sollten Sie aber, sonst legen Sie ihm nie das Handwerk.«

»Helfen Sie mir.«

»Nein«, lehne ich ab. »Meine Familie hatte schon eine Begegnung mit dem Mann, und Sie sehen ja, was dabei rausgekommen ist.«

Unsere Blicke treffen sich, und einen Moment lang starren wir einander nur an. »Ich nehme Ihnen keine Sekunde ab, dass Sie ihn damit durchkommen lassen.«

»Ramon ist dafür verantwortlich. Nicht Martina.«

»Das glauben Sie doch selbst nicht.«

»Nein, Agent Dennis. Das ist mein letztes Wort.«

»Ich werde Sie wieder fragen.«

»Sie meinen, Sie werden nach einer Möglichkeit suchen, mich zu zwingen. Aber ich kann Ihnen versprechen, die werden Sie nicht finden. Ich hab die Leitung der Firma aus gutem Grund übernommen. Wir halten uns an die Gesetze. Und das bedeutet, Sie haben bei uns nichts zu suchen.«

Einige bedeutungsschwere Sekunden lang sieht er mich an, bevor er »Alles Gute für Ihre Familie« antwortet und auf die Tür zugeht. Dann hält er jedoch inne und dreht sich noch einmal zu mir um. »Dass Sie immer noch in Ihren blutbefleckten Sachen stecken, ist, als würden Sie Ihre Selbstvorwürfe und Schuldgefühle vor sich hertragen. Vielleicht

denken Sie sogar, Sie hätten es verdient. Aber so was kann gefährlich enden, wenn Sie das nicht unter Kontrolle haben. Nicht auszudenken, wohin Sie das führen könnte ... und mich.«

Damit wendet er sich ab und verlässt den Raum mit dem Versprechen, mich im Auge zu behalten. Die Absicht dahinter ist offensichtlich: Er will mich dazu bringen, ihm zu helfen, aber seine Form von Gerechtigkeit will ich nicht. Ich will Rache. Süße, blutige Rache: an Martina für die Spielchen, die er mit meinem Bruder und meinem Unternehmen gespielt hat. An Mike Rogers, weil er meine Mutter gevögelt und versucht hat, unsere Firma zu übernehmen. Und an meinem verfluchten Vater, der uns alle gegeneinander ausgespielt und Martina damit eine Schwachstelle für seinen Angriff geliefert hat. Nur dass an meinem Vater bereits der Krebs Rache nimmt.

Mein Blick fällt auf die frische Kleidung, die Seth mir auf einen Stuhl gelegt hat. Ich schnappe mir den Haufen und betrete den Flur, wo Seth sich gerade auch noch mal mit Agent Dennis unterhält. Ohne die beiden zu beachten, betrete ich die Toilette gegenüber dem Empfangsbereich und schliesse die Tür zu. Jetzt, da ich endlich allein bin und mich niemand mehr beobachten kann, gestatte ich mir das erste Mal, seit ich Derek und Emily in diesem Büro vorgefunden habe, richtig durchzuatmen. Erschöpft lehne ich mich gegen die Tür und presse die Augen zu. In meinen Schläfen pocht es, während der Moment, als ich Emily auf dem Boden liegen lassen musste, um mich um Derek zu kümmern, sich schmerzhaft durch meinen Kopf bohrt; gefolgt von der erneuten Erinnerung daran, wie ich sie allein im Rettungswagen zurücklassen musste, um Derek ins Krankenhaus zu begleiten. Was, wenn er überlebt und sie stirbt und ich nicht für sie da war?

Was, wenn sie beide sterben?

Abrupt stoße ich mich von der Tür ab und balle die Hände zu Fäusten. Der Drang, irgendetwas – oder irgendjemanden – zu schlagen, ist fast übermächtig. Wut und Schmerz überrollen mich. Dieses Problem kann ich nicht lösen. Ich bin hilflos. Ich hätte so vieles anders machen sollen. Unwillkürlich hebe ich den Blick zur Decke. »Bitte, lieber Gott, ich weiß, ich spreche nicht oft mit dir. Ich weiß, ich bin nicht sehr religiös, aber ich versuche, ein guter Mensch zu sein. Ich versuche, das Richtige zu tun. Bitte lass sie nicht sterben. Bitte mach sie wieder gesund.«

Mechanisch stütze ich die Hände aufs Waschbecken, und ich muss an das Blut denken, das heute vergossen wurde, und das Blut, das ich im Gegenzug fordere. »Wenn du sie leben lässt, werde ich ihn nicht töten«, schwöre ich und öffne die Augen, um in den Spiegel zu blicken. Über meine Wange ziehen sich Blutspuren, und während ich mit Blutvergießen nicht vertraut bin, ist es Adrian Martina dafür umso mehr. Wenn Derek oder Emily sterben, wird ihm mein Verlust egal sein. »Ich muss ihn töten«, sage ich und schaue erneut zur Decke. »Ich kann dir nicht versprechen, ihn nicht zu töten. Jemand muss ihn in die Hölle schicken, selbst wenn ich dafür mitkommen muss.«

Entschlossen stoße ich mich vom Waschbecken ab, ziehe mir die Jeans, die Lederjacke und mein ehemals weißes T-Shirt aus und werfe mir die saubere Krankenhauskleidung über, bevor ich mir Wasser ins Gesicht spritze. Als ich mich abtrockne, fühle ich mich wieder ein wenig mehr wie ein Mensch und überlege kurz, meine Sachen in den Müll zu werfen, doch dann kommen mir die Worte des FBI-Agenten in den Sinn: *dass Sie immer*

noch in Ihren blutbefleckten Sachen stecken, ist, als würden Sie Ihre Selbstvorwürfe und Schuldgefühle vor sich hertragen. Vielleicht denken Sie sogar, Sie hätten es verdient. Aber so was kann gefährlich enden, wenn Sie das nicht unter Kontrolle haben.

Gefährlich.

Ich.

Außer Kontrolle.

Ja, das bin ich.

Und jeder, der für die Ereignisse des heutigen Abends verantwortlich ist, wird das zu spüren bekommen.

Ich behalte die Kleider – und die Erinnerungen, die damit verknüpft sind.

Kapitel Drei

Gerade als ich akzeptiert habe, dass meine Schuldgefühle gefährlich werden können, ertönt ein Klopfen an der Tür, gefolgt von Seth' Ruf: »Shane.«

Sofort reiße ich die Tür auf und sehe mich einer Frau in Schwesternuniform gegenüber, Seth dahinter. »Was ist los?«, will ich wissen, und stechend kriecht mir die Anspannung übers Rückgrat, während ich auf die wie auch immer geartete Antwort warte.

»Wir haben die Untersuchungen an Ihrer Frau abgeschlossen«, erklärt die Schwester, und die bloße Andeutung, dass Emily am Leben ist, bringt mir einen Hauch von Erleichterung. »Wir haben Sie in eins der Privatzimmer verlegt, die Sie angefordert haben. Ihr behandelnder Arzt möchte mit Ihnen sprechen.«

»Wie geht es ihr?«, frage ich und trete in den Flur. Ich will *jetzt* gute Neuigkeiten hören, nicht später.

»Mir wurde gesagt, dass sie stabil ist«, entgegnet die Frau, »aber ich bin nur eine Hilfskraft. Mehr weiß ich nicht.« Linkisch deutet sie über ihre Schulter. »Hier entlang.«

Dann setzt sie sich in Bewegung. Seth und ich schließen zu ihr auf und nehmen sie in die Mitte. »Wie geht es meinem Bruder?«

»Er ist immer noch im OP«, informiert sie mich.

»Aber da ist er schon seit mindestens einer Stunde«, merke ich an.

Die Frau führt uns durch einen Korridor zu einem Fahrstuhl. »Ich weiß wirklich nur das, was man mir gesagt hat. Tut mir leid.«

In diesem Augenblick öffnet sich die Fahrstuhltür, und gemeinsam betreten wir die Kabine. Die Hilfskraft drückt auf den Knopf für den sechsten Stock, und in der Sekunde, als der Lift losfährt, blitzt vor meinem geistigen Auge das Bild von Dereks Herzstillstand im Krankenwagen auf; erneut gehe ich die Liste der Fehler durch, die ich gemacht habe, doch sie ist so lang, dass ich noch nicht am Ende bin, als die Fahrt mit dem Aufzug vorbei ist. Die Türen gleiten zur Seite, und wir folgen der Schwester in einen Flur, der uns nach einem langen Marsch zu einem weiteren Korridor führt, dessen Ende mit Doppeltüren versperrt ist. »Das ist Ihr Privatbereich«, informiert die Frau uns, während sie einen Code eingibt. »Eins, acht, eins, acht«, sagt sie, als die Türen sich mit einem Summen öffnen. »Das ist Ihr Sicherheitscode, und der bleibt so lange gültig, bis Sie das Krankenhaus verlassen.«

Diese Information registriere ich zwar, aber innerlich bin ich nur auf eins fokussiert: auf Emily, die auf der anderen Seite dieser Türen liegt. Trotzdem gelingt es mir, verstehend zu nicken, und ich folge der Hilfskraft in den Privatflügel hinein. Kurz hinter dem Eingang bleibt sie stehen, um auf mich zu warten. »Ich überlasse Sie nun dem ärztlichen Personal«, verkündet sie dann und geht an mir vorbei durch die Tür, die Seth ihr freundlicherweise aufhält. Im Gegensatz zu ihm habe ich mich bereits wieder in Bewegung gesetzt und kann es kaum erwarten, Neuigkeiten zu Emilys Zustand zu erfahren. Angetrieben von einem

unbändigen Drang, sie zu sehen und zu berühren, biege ich um die Ecke und betrete einen Bereich, der einer riesigen Hotelsuite gleichkommt, mit einem Wohnzimmer und einer Küche auf der rechten Seite. Viel bedeutender ist jedoch, dass sich zu meiner Linken ein Krankbereich mit einem Bett befindet, und der Anblick von Emily darin – mit Schläuchen, die zu ihrem Mund und ihren Armen führen – versetzt mir einen schmerzhaften Stich in die Brust.

Neben ihrem Bett steht ein großer Mann in blauer OP-Kleidung, den ich auf Anfang vierzig schätze, und unterhält sich mit der Krankenschwester aus dem Empfangsbereich. Zeitgleich scheinen mich beide zu bemerken, denn sie beenden ihr Gespräch und drehen sich zu mir um. »Mr Brandon«, grüßt mich der Mann, bevor er Emilys Krankenblatt wieder neben das Bett legt. »Ich bin Dr. Milbourn.«

»Wie geht es ihr?«, erkundige ich mich und gehe zu ihr und dem Arzt hinüber, doch der folgt meiner Bewegung und positioniert sich zwischen mir und dem Bett. Sein großer, schlaksiger Körper bildet eine Mauer zwischen mir und Emily, die ich einreißen will.

»Sie ist ...«

»Stabil«, füge ich ein, weil ich schon ahne, was er sagen will. »Das hab ich heute schon öfter gehört. Aber was heißt das?«

»Das CT zeigt eine Schwellung ihres Gehirns.«

»Eine Schwellung«, wiederhole ich. »Des Gehirns. Das klingt nicht gerade stabil.«

»So dramatisch sich das anhören mag: Im Grunde ist jedes Schädel-Hirn-Trauma eine Schwellung des Gehirns. Die gute Nachricht ist, dass wir keine Hirnflüssigkeit ablassen müssen, zumindest nicht zum jetzigen Zeitpunkt.«

»Ist sie aufgewacht?«

»Nein, aber das ist auch nicht schlimm. Sie braucht Ruhe, um sich zu erholen, und wir müssen ihrem Körper die Unterstützung geben, die er dafür braucht. Deshalb konnte ich dank der Einwilligungserklärung, die Sie unterschrieben haben, schnell reagieren und habe sie in ein künstliches Koma versetzt.«

»Koma«, wiederhole ich ärgerlich. *Ängstlich*. »Sie haben sie ins Koma versetzt, verdammt?« Für einen Moment schließe ich die Augen und versuche, die Wut zurückzudrängen, die ich nicht eingeladen habe und deren Auftauchen ich zu meinem Ärger auch nicht kontrollieren kann. Entschuldigend hebe ich die Hand und blicke den Arzt an. »Es tut mir leid, Doktor. Bitte erklären Sie es mir.«

»Ein künstliches Koma gibt uns die Möglichkeit, ihre Hirnströme zu verlangsamen, was bedeutet, ihr Gehirn kann mehr von seiner Energie auf den Heilungsprozess verwenden. Und je schneller es heilt, desto geringer ist die Wahrscheinlichkeit, dass sie langfristige Hirnschäden davonträgt.«

»Langfristige Schäden? Glauben Sie denn ...«

»Nein«, unterbricht er mich schnell. »Ich erwarte keine langfristigen Schäden, aber das basiert auf meiner Erfahrung und meinem Instinkt, nicht auf wissenschaftlichen Beobachtungen. Das Gehirn ist ein komplexes Organ, und obwohl wir schon eine Menge darüber wissen, ist es doch noch sehr wenig. Ich kann Ihnen keine Prognose geben. Was ich Ihnen allerdings garantieren kann, ist, dass ein künstliches Koma zu einem guten Resultat beiträgt.«